

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 20

Artikel: Das Gespensterhaus
Autor: Hess, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jahren des 15. Jahrhunderts nach Saanen gebracht. Ungefähr um diese Zeit schufen ein paar Künstler einige Zyklen von Wandmalereien, deren einer das Martyrium der Thebäischen Legion darstellt. Über Sanetsch und Billon reicht der Walliser Legendenkreis über den Berg herüber. Aber es müßte nicht das Saanenländchen sein, wenn der Meister, der ihn in Farben allem Volk zugänglich machte, nicht von Osten gekommen wäre. Von Osten kamen allerdings auch später

die Reformationsmandate, welche die Sprache der Bilder weiß übertünchten. Heute leuchten sie wieder hell und frisch, nachdem sie nach dem Kirchenbrände bestmöglich wieder restauriert worden sind.

Auch sie sind ein Ausdruck der Begegnung und gegenseitiger Befruchtung von Ost und West auf diesem Boden, nicht anders als im Bild des Hauses, nur hier eben auf der höheren Ebene des Geistigen.

H. v. Berlepsch-Walendas

Das Gespensterhaus

Das Bauernhaus am Stuz ragt düster in die Gegenwart hinein, wie eine unwiderlegte Anklage, die auf den Spruch des Richters wartet. Niemand bewohnt es, außer Nachttieren, Fledermäusen und wildernden Katzen.

Immer wieder versuchten Menschen darinnen die Bettstellen auszuschlagen und das Feuer im Herd anzufachen. Der finstre Geist aber erwies sich als stärker. Er trieb die Eindringlinge wieder hinaus, fernhin zu den Stätten, wo es nicht gespenstert.

Der Tag wird kommen, an dem Frühlingsstürme Firn und Mauern zusammenrütteln, bis nur noch Trümmer den Ort anzeigen, wo dereinst ein stolzes Gebäude gestanden. Zur Stunde schon wackeln Böden und Balken, hängen Geländer und Treppenstufen gleich Schelmen an ein paar verrosteten Nägeln, klappernd bei jedem strengeren Luftzug. Modergeruch schlägt jedem entgegen, der die Nase in den Verfall hineinsteckt, sei es auch nur durch zerschlagene Fenster, die wie leere Augenhöhlen dem Beschauer entgegenstarren.

Und dieses Haus war eines der schönsten, so weit der Muotataler Grund reicht, und sein Ersteller durfte sich meinen, schaute er einstmals empor zum Steilgiebel.

Man erzählt sich von ihm, er sei als Berdingbub karg und hart gehalten worden. Munifsel und Wasseruppen erziehen kein daseinsfreudiges Knechtlein, sondern ein widerborstig Geschöpf, das ausreißt, sobald der Haltestrick nachläßt. Das tat denn auch der Uberg-Peter. Die Fremde ver-

schluckte ihn, wie so viele; aber er rappelte sich in die Höhe, blieb schwimmen auf dem Zeiteströme, gelangte zu Jahren und zu Erspartem, wenn ihm auch das Angelrütlein, das Millionen fischt, nicht in die Hand kam.

Die ersten Silberhaare am Schädel erinnerten ihn an das Vaterland mit seinen von Schnee gesprenkelten Zinnen. Das Heimweh meldete sich bei ihm an. Er verkaufte sein Geschäft eines Tages und tauchte unvermutet wieder in der Heimatgemeinde auf.

Da, wo man ihn als Berdingbuben gekannt, gedachte er sich nun auszuweisen als einer, welcher nicht nur älter, sondern auch hablicher geworden. Dazu braucht's manches im Bauernlande, wo Neues nur schwer in die Köpfe einzieht und wo man den Peter noch Peterli nennt, wenn er längst schon in hohen Stiefeln herumtrappst.

„Ich muß es den Rabisstorzen erzeigen, als was ich nunmehr zu gelten habe!“ überlegte der Heimgekehrte in einer unmutvollen Stunde. „Ich stelle den Vettern ein Haus vor die Nase, daran sie ihr Lebtag sich stoßen sollen, dieweil es das prächtigste im Tal ist.“

Mit diesem Entschluß hatte der Uberg den Pfeiler zu seinem Unglück errichtet. Der Mensch soll nicht dies oder jenes anstellen, um seinen lieben Mitbrüdern in Christo Nägel in die Köpfe zu treiben. Tut er etwas allein aus Freude an einem fröhlichen Gelingen und ohne den häßlichen Gedanken, dem Nachbar damit eins auszuwischen, gedenkt er im Gegenteil, der Mitwelt mit seinem

Werke Freude zu schenken, dann mag wohl der Himmel den Segen spenden. Man sollte indessen Keinem zum Troste einen Turm zu Babel errichten, sonst hält der Mörtel nicht auf die Dauer, sonst lottern die Nägel und wackeln die Balken, weil Satan den Daumen dazwischen hält.

Dies bedachte leider Peterli nicht, der zum dicken Peter sich aufblasen wollte. Er wandte sich an den berühmtesten Meister und sicherte sich den sonnigsten Baugrund mit Ausblick auf die gesamte Talschaft. Für Holz und Schnitzwerk reute ihn nichts. Man sollte dem Bau schon von weither ansehen, was er den Ersteller gekostet.

Jeder, der selber schon bauen ließ, weiß, wie viel Geld sich in Kurzem verpfastern läßt, besonders dann, wenn die Großmannsucht als Bauherrin hinter dem Baumeister steht. Dem Uberg fiel immer Kostbareres ein. Die Ersparnisse schrumpften zusammen im gleichen Maße wie das Haus wuchs. Als dieses schlüsselfertig da stand und die Handwerker abgelohnt waren, blieb nicht nur vom Vermögen nichts übrig, sondern ein bedeutender Schuldbrief lastete auf der Liegenschaft Peters.

Zunächst mit Verwundern, später verärgert, hatten die Nachbarn das Unternehmen des Heimgekehrten eingehend verfolgt. Seine Prahlereien fanden Ohren, darin sie wie Pfeilhaken stecken blieben. Ein ehemaliger Schulgefährte, bisher Besitzer des stattlichsten Bauwerks und nun übertrumpft durch die Machenschaft Ubergs, konnte den Stich nicht leicht hin aussaugen, sondern holte zum Gegenschuß aus. Trotzdem er begütert war, ließ er nicht einfach sein eigenes Heim zusammenreißen, um ein Großartigeres aufzustellen. Er ging vielmehr zum Gläubiger Peters und übernahm insgeheim den Schuldbrief, um den Prahler in den Griff zu bekommen. Er wußte genau, die Großmannsucht glich einem weitverzehrenden Feuer. So wartete er bauerngeduldig auf den ersten Zinsrückstand, so wie die Spinne der Fliege harret, nachdem sie sorgsam ihr Netz gesponnen. Er brauchte nicht jahrelang zu planen; der Blase ging schon beizeiten die Luft aus; der Schuldbriefeigner griff auf das Haus; kein neuer Geldspender ließ sich aufreiben, und ehe sich Peter der Große bedacht, war er wieder zum Peterli geworden, das aus dem stolzen Bau her-

ausmußte, zum stillen Vergnügen der Nachbarschaft, die dem Verdingbuben das Reichsein nicht gönnte.

Nichts lastet so schwer als Verlust eines Gutes, das man vergnügt zu genießen anfängt, nachdem man einen Kratten voll Mühe und blankes Geld darnach geschmissen. So fuhr dem ausgetriebenen Besitzer der Vorfall wie ein Schwert durchs Gemüt und nahm ihm alle Lebensfreude. Er besann sich nicht auf die eigene Dümme, ans sträfliche Sichaufplusternwollen; er sah nur die höhrende Scheelsucht des andern und sann darnach, ihm den Besitz zu verleiden, so wie er ihm selber vergällt worden war.

Der Neuerwerber verpachtete die Liegenschaft an einen Verwandten. Dieser zog am Zügeltag mit Halli und Hallo in das prächtige Haus ein. Doch als er die Räume genauer durchforschte, sah er mit Schauern den Uberg-Peter erhängt unterm hohen Dachfirst pendeln. Da ward es kirchenstill am Stuz droben, denn flüsternd sprach man von dem Funde.

Den Toten begrub man sonder Aufsehen; hatte doch keiner ein sauberes Gewissen dem Geprellten gegenüber, auch wenn er den Mund nicht mehr aufstun konnte.

Damit war der Fall jedoch nicht abgetan. Lischt ein Feuer aus, ist noch der Rauch da. Ruhete auch Peters Leib in der Erde, so fand doch der Geist des Selbstmörders nicht Ruhe, sondern klammerte sich an sein Haus, das sein Wille erschaffen, sein Geld aufgefirset. Friedlos und tückisch ging er darin um, zur dunklen Nachtzeit jeden verfolgend, der sich eingemistet hatte in den ihm gehörenden Räumen. Besucht schon die Seele eines Baukünstlers zuweilen die Bauwerke, die er geplant hat und die seines Geistes Kinder heißen, um sie vor Schaden zu bewahren, warum sollte denn Peters unsterblicher Teil vom Ziel seiner irdischen Wünsche lassen und es nicht verteidigen gegen die Räuber?

Man erzählte sich immer tollere Dinge von gräulichem Spuk im Haus am Stuz. Gespenster geisterten durch die Kammern, erschreckten und plagten die Bewohner, mit Ketten rassend, mit Geldbeuteln klirrend, mit Hämmern klopfend, Töne ausstoßend, als röchelten Menschen in Todesnöten.

Ubel ergriffen zudem die Insaßen, Einzelne vor der Zeit wegraffend. Kein Pächter hielt es lange aus. Sie wechselten so rasch sie nur konnten. Zuletzt wollte niemand mehr ins Haus ziehen. Der Eigentümer mußte es billig an einen Spekulant abstoßen, der nichts von den Gespenstern wußte und deshalb in den Kauf hineintrappste, wie ein Stadtherr in den Kuhfladen.

Nun steht die Liegenschaft verlassen; denn der nunmehrige Besitzer hat es längst schon aufgeben

müssen, Dummköpfe als Mieter einzufangen. Man sagt sich, der Hausgeist finde erst Frieden, wenn kein Balken mehr aufrecht stünde und Gras auf den Trümmern am Stuß droben sprießen.

Bis es so weit ist, wird mancher Sturm noch durch die Fensterhöhlen sausen, wildklappernd mit losen Balken und Brettern, als hätten sich alle Gespenster des Tales beim Uberg-Peter zum Tanze versammelt.

Jakob Heß

LETZTE FRIST

ADOLF FREY

Die Rose, die du mir gereicht beim Scheiden,
Sie schüttelt von sich schon ein müdes Blatt;
Gemessen ist die gleiche Frist uns beiden
Und offen schon die Ruhestatt.

Der Zeiger hastet, rasch verschwebt mein Leben,
Unausgelebt, von Sehnsucht heiß und matt,
Was du mir geben kannst, jetzt mußt du's geben —
Bald sinkt das letzte Rosenblatt.

Mateo Falcone

Aus dem Italienischen von E. I.

Inmitten der Insel Korsika befindet sich das sogenannte „Maquis“. Es ist eine Wildnis, in der korsische Hirten beheimatet sind und alle jene, die sich irgendwie mit dem Gesetz überworfen haben. Man muß nämlich wissen, daß seit altersher die korsischen Bauern, um sich die Mühe der Felddüngung zu ersparen, in einer gewissen Ausdehnung Feuer an den Wald legen. Wenn die Ahren eingebracht sind, die auf diesem mit der Asche der Bäume gewachsenen natürlich gedüngtem Boden sehr gut gedeihen, läßt man das Stroh liegen und dann wachsen im Frühling die nicht verbrannten Wurzeln zu einem mehr oder weniger dichtem Unterholz auf, dem sogenannten Maquis. Nur mit der Axt in der Hand bricht sich der Mensch hier Bahn. Wer in Korsika einen Menschen erschlagen hat, der geht ins Maquis von Porto Vecchio und wird dort mit einem guten Gewehr in Sicherheit leben. Er hat eine Kapuze an seinem Filzmantel, der ihm als Decke

und Matratze dient. Die Hirten geben Milch, Käse und Kastanien, und er hat nichts zu fürchten, solange er nicht ins Dorf hinab muß, um die Munition zu erneuern.

Nicht weit von diesem Maquis entfernt, wohnte einst Mateo Falcone. Er war verhältnismäßig reich und lebte von seinen Herden, die die Hirten des Maquis zur Weide führten. Er war ein geschickter Schütze und genoß als solcher einen guten Ruf. Man hielt ihn für einen ebensotreuen Freund wie gefährlichen Feind, aber im allgemeinen lebte er friedlich dahin, seit er seinen Nebenbuhler um die Liebe seiner schönen Julia auf seine Weise erledigt hatte. Er liebte sie heiß und ebenso Fortunato, sein Söhnchen.

Als Mateo eines Tages mit Julia seine Herden im Maquis besichtigte, ließ er Fortunato daheim, der das Haus hüten sollte. Dieser saß an der Sonne und betrachtete die Berglandschaft ringsum. Da fiel ein Schuß. Andere folgten. Er